

2018: Restitutionsdebatte in Deutschland und Frankreich

Fall 1: Raubkunst

Es ist ein typischer Fall von Raubkunst in frühen kolonialen Zeiten. Das Stück ist so alt wie einige der bedeutendsten Kunstwerke des Königreichs Benin und wurde in einem Krieg gestohlen. Es ist einmalig, wertvoll und – was besonders selten ist – in zeitgenössischen Quellen beschrieben. Die Rückgabe wurde immer wieder gefordert und der Kulturgüterstreit zieht sich über viele Jahrzehnte. Trotzdem ist das Stück bis heute im Besitz der Plünderer und der bestohlene frühere Eigentümer erhielt im Jahr 2009 lediglich eine Kopie. Bei der Lösung des Konfliktes können ungleichgewichtige Gewaltverhältnisse unterstellt werden, – denn was ist schon die kleine Ostschweiz gegen den mächtigen Kanton Zürich? Bei dem geraubten Stück handelt es sich um einen der größten noch erhaltenen Erd- und Himmelsgloben des 16. Jahrhunderts. Dieser basiert auf einer 1569 publizierten Weltkarte von Gerhard Mercator (1512-1594). Im Jahr 1712 wurde der Globus dem Kloster St. Gallen im Verlauf des Zweiten Villmergerkrieges von plündernden Zürcher und Berner Truppen gestohlen. In den 1990er-Jahren flammte der Streit über diese Beutekunst zwischen den Kantonen Zürich und St. Gallen erneut auf und wurde Ende April durch Vermittlung eines Schweizer Bundesrates friedlich gelöst: Das Original gehört nun weiterhin der Zentralbibliothek Zürich und befindet sich im Schweizerischen Landesmuseum. Eine vom Kanton Zürich auf eigene Rechnung angefertigte Kopie wurde am 21. August 2009 der Stiftsbibliothek St. Gallen übergeben.

Fall 2: Menschliche Überreste

Der zweite Fall betrifft den Raub menschlicher Überreste, die bis heute zu Schau gestellt sind, wodurch der heutige Besitzer ein Vermögen verdiente. Die Knochen des heiligen Nikolaus befanden sich seit dessen Tod Mitte des 4. Jahrhunderts in einer Kirche der Stadt Myra

(nahe dem heutigen Demre) an der türkischen Südküste. Die letzte Ruhestätte des Bischofs wurde in den folgenden Jahrhunderten zu einem wichtigen Wallfahrtsort. Die Pilger berichteten von einem Wunder, denn die Knochen des Heiligen sonderten eine wohlriechende Flüssigkeit ab. Der Gläubige zahlte Eintritt zur Grabstätte und konnte ein Fläschchen derselben Flüssigkeit mitnehmen. Das gut gehende Geschäft zog allerdings auch Neider an. So beauftragten im Jahr 1087 einige Kaufleute der Stadt Bari (Italien) eine Diebesbande mit dem Raub der Knochen. In Bari entstand für deren Ausstellung eine prunkvolle Basilika und die gläubigen Pilger trugen auch dort zum wirtschaftlichen Aufschwung bei.

Der gegenseitige Diebstahl von Kulturgut gehört zur Geschichte Europas, und doch würde niemand die Museumsbestände pauschal als Raubkunst bezeichnen und behaupten, dass alles gestohlen ist. Mit einigen Stücken fühlen sich heute noch Personen in den bestohlenen Ländern verbunden, und doch würde niemand behaupten, dass alle Gegenstände schmerzlich vermisst würden und dringend zurückgegeben werden müssten. Häufig war der Eigentümerwechsel die Folge eines Krieges, und es wurden beim Erwerb Machtverhältnisse ausgenutzt, jedoch würde heute niemand die Objekte unter den generellen Verdacht eines unrechtmäßigen Erwerbes stellen und eine Beweislastumkehr fordern. Letzteres bedeutet, dass der heutige Besitzer den rechtmäßigen Erwerb nachweisen muss, ansonsten sind die Objekte in ihre Herkunftsländer zu überführen.

Gemeinsames Kulturerbe

Die Diskussion über den Kunstraub in Europa wird von den Medien nicht annähernd so engagiert geführt wie die aktuelle postkoloniale Restitutionsdebatte zu den Beständen der Völkerkundemuseen. Im Falle Europas würde die heutige wirtschaftliche und politische Nähe der Beteiligten Lösungen und Rückgaben ermöglichen, doch

scheint der Antrieb gering. Vielleicht sind alle damit ganz zufrieden, dass sich heute in den Städten nicht nur die Bürger Europas mischen, sondern in den Museen auch deren Objekte. Vielleicht erscheint ein reisendes Begegnen mit der eigenen regionalen oder nationalen Geschichte im Ausland attraktiver als der Besitz dieser Gegenstände in der eigenen Umgebung.

Rückgabe nach Afrika?

Was zwischen den Ländern Europas nicht gilt, soll – der aktuellen postkolonialen Restitutionsdebatte zufolge – zwischen Deutschland (bzw. Europa) und dem Kontinent Afrika gelten: Der »Erwerb« von Objekten sei stets mit der »Ausübung direkter oder indirekter Gewalt verbunden« gewesen, und so gelangten »riesige Kulturschätze in die deutschen Museen«, »viele davon ist Raubkunst und muss dringend nach Afrika zurückgegeben werden«, »dem Stammort der Kunstwerke, wo sie von vielen schmerzhaft vermisst werden.« So formulierte es z. B. Hanno Rauterberg in der ZEIT vom 8. März 2018. Bevorzugtes (und einziges) Beispiel ist in vielen Artikeln das Königreich Benin, dem im Jahr 1897 als Folge eines Krieges gegen die Engländer eine große Zahl historischer Objekte geraubt wurde. Das Ziel der Debatte ist die Rückgabe von Objekten. Dies soll die heutigen Besitzer von einer (vererbaren?) moralischen Kollektivschuld heilen und die Nachfahren in Afrika von einem historisch-geopolitischen Trauma. Zu unterstützen sei der therapeutische Akt durch finanzielle Wiedergutmachung.

Eine postkoloniale Legende

In der Restitutionsdebatte hat sich eine postkoloniale Legende herausgebildet, die, von einigen Journalisten, Historikern und Kunsthistorikern als Wahrheit formuliert, weitere kritische Diskussion ausschließt. Gefühle dominieren Argumente. In auflagenstarken Medien wiederholt und abgeschrieben, entsteht der Eindruck einer Mehrheitsmeinung, mit der wiederum die politisch Verantwortlichen konfrontiert werden. Da die Restitutionsdebatte bisher weder vielfältig noch konträr war, sind sie selbst und das Ergebnis nicht demokratisch. Da nicht über einzelne Objekte geschrieben wird, sind die möglichen Folgeszenarien nicht durchdacht. Zudem wäre festzustellen, ob die postkoloniale Legende dieser Protagonisten den Willen von Mehrheiten in Deutschland,

Europa und Afrika spiegelt, was derzeit stillschweigend vorausgesetzt wird. Die Legende zeigt vor allem eines: Wie fremd den Schreibenden die Museumsbestände sowie die sprachliche, soziale, historische und kulturelle Vielfalt des afrikanischen Kontinents immer noch sind.

Das Objekt als Ausgangspunkt

Vor Gericht gilt eine differenzierte Betrachtung jedes Falles, und auch die historischen Wissenschaften basieren auf der Analyse einzelner Ereignisse. Erst hierdurch erschließt sich die Vielfalt der Erzählstränge mit den unsichtbaren Motiven und Interessen einzelner Personen und Gruppen. Wissenschaftlich prüf- und nachvollziehbare Ergebnisse und Entscheidungen können nur vom Einzelobjekt ausgehen. Da es sich um historische Gegenstände handelt, die sich meist mehr als hundert Jahre in Europa befinden, sind sowohl die weltweit verteilten Spezialisten einzubeziehen als auch die heutigen Nachfahren der Hersteller. Jede Rückgabanfrage wird andere Konstellationen aufweisen, und deren individuelle Beantwortung kann daher nur ein jahrelanger Prozess gemeinsamer Arbeit sein.

Medien pro Restitution

Das Handeln staatlicher Institutionen zum Thema Restitution wird derzeit stärker durch einige Medien und Aktivisten bestimmt als durch die Spezialisten, die viele Jahrzehnte zum jeweiligen Thema forschen und publizieren. Ein Beleg dafür ist eine Rückgabe durch die Stiftung Preußischer Kulturbesitz im Juni 2018. Eine vielfältige und konträre Diskussion der Spezialisten gab es deshalb nicht, weil diese nicht erwünscht war. Auch eine differenzierte öffentliche Debatte fand nicht statt, und die juristische Grundlage für die Rückgabe wurde gar nicht erst ermittelt. Eine allgemeine mediale Stimmungslage »Pro Restitution« im Deutschland des Jahres 2018 reichte offensichtlich aus.

Humboldt Forum und Restitutionsdebatte

Die bevorstehende Eröffnung des Museums Humboldt Forum im Jahr 2019 intensiviert die Berichterstattung. Während sich in früheren Jahren die Kritik der Medien auf die deutliche Diskrepanz zwischen weltbewegenden

Sprachsuperlativen und eher gewöhnlichen Ausstellungskonzepten fokussierte, dominierte im Jahr 2018 das Thema Restitution den öffentlichen Diskurs in Deutschland. Auftrieb erhielten die Restitutionsbefürworter durch eine Äußerung des französischen Präsidenten Emmanuel Macron im November 2017 vor Studenten in Ouagadougou, die gern als bedingungsloses Bekenntnis zur Rückgabe aller in kolonialer Zeit gesammelten Objekte gedeutet wird. Deutsche Medien nennen seitdem Frankreich als voranstürmendes Beispiel, um Druck auf deutsche Politiker aufzubauen, und die Debatte in französischen Medien hat sich intensiviert.

Abstrakte Debatte bei fehlenden Rückgabeeanfragen

Dabei wird zweierlei ausgeblendet: Die Anzahl von Rückgabeeanfragen für konkrete Objekte in Frankreich und Deutschland ist verschwindend gering, und die Diskussion geht so gut wie gar nicht von den Nachfahren der Hersteller aus.

In beiden Ländern basiert die Restitutionsdebatte auf falschen Annahmen:

— Die überwältigende Objektvielfalt in völkerkundlichen Sammlungen wird auf »Kunstwerke« reduziert. Dabei handelt es sich überwiegend um Alltagsgegenstände, wie Körbe, Gebrauchskeramiken, Waffen, Werkzeuge, Textilien, Spielzeuge, Modelle, Materialproben etc.

— Bei den Kunstwerken wird die Qualität nicht berücksichtigt; zu unterscheiden wären z. B. die Kategorien Original, Souvenir, Replik, Fälschung und Verfälschung.

— Die weltweite soziale Vielfalt wird reduziert auf wenige Königreiche (z. B. Benin, Dahomey). Die viel größere Anzahl kleiner egalitärer Gemeinschaften findet in der aktuellen Diskussion keine Berücksichtigung.

»Kunst aus Afrika« nur in Europa?

Ein fundamentaler Irrtum betrifft die Verteilung der Objekte zwischen Afrika und Europa.

Macron formulierte in seiner Rede vom November

2017 den Satz: »Es kann nicht sein, dass Kunst aus Afrika nur in Paris und anderen europäischen Metropolen zu bewundern ist, nicht jedoch in Dakar, Lagos oder Cotonou.«

Gibt es in afrikanischen Ländern etwa keine Museen, keine Privatsammler und keine lebenden Kulte mit Altären und Festen?

Der heutige Bestand außerhalb Afrikas ist auch ein Ergebnis der staatlichen Ankaufspolitik in den Ländern Afrikas seit ihrer Unabhängigkeit. Hätten nicht auch noch nach dem Ende des Kolonialismus alle Museen in Afrika mit heute seltenen Objekten bis zum Bersten gefüllt werden können? Und in wie vielen Ländern wäre das heute noch möglich: Sammeln in Afrika für afrikanische Museen? Entscheidend ist, was Macron mit »Kunst aus Afrika« meint.

Postkoloniale Aktivisten übernehmen kapitalistischen Werkkanon

Das im Zitat von Schweizer enthaltene Dogma ist die Folge eines Werkkanons afrikanischer Kunst, der seit den 1920er-Jahren von wenigen männlichen weißen Kunsthändlern, reichen Sammlern sowie kunstmarktnahen Museumskuratoren und Kunsthistorikern definiert wurde. Da bei der Wertung der Objekte vor allem subjektive Argumente (Schönheit, Kraft) genannt werden, ist der Werkkanon willkürlich und durch den Teilnehmerkreis männlich-eurozentrisch. Konkurrenzen, Eitelkeiten und Reichtum haben mehr zu dessen Entstehung beigetragen als Wissenschaft und Diskurs. Dabei richtet sich die Kritik weniger auf »männlich und weiß«, sondern auf »wenige«. Denn ein entscheidender Mangel war und ist das Fehlen offener Diskussion. Wer sich als postkolonial, feministisch, links oder panafrikanisch bezeichnet und über »Raubkunst« diskutiert, sollte also wissen, dass es vor allem männliche weiße »Kapitalisten« waren, welche die Ikonen und Meisterwerke afrikanischer Kunst definierten.

Emmanuel Macron wiederholt also, ebenso wie die postkolonialen Kritiker, ein Mantra, das seit Jahrzehnten

»Nahezu 100 % des in Afrika geschaffenen Kulturguts [sind] heute in Europa und den Vereinigten Staaten.«

Heinrich Schweizer, Kunsthändler in FAZ.NET, 10. April 2018

Werkkanon, Werkverzeichnis und Objektbiografie

Werkverzeichnis und Objektbiografie sind Grundlagen für einen Werkkanon. Das **Werkverzeichnis** ist eine systematische Erfassung aller Objekte eines regionalen Typus in möglichst vielen Museums- und Privatsammlungen inklusive der vorhandenen Dokumentation und Informationen. Für die **Objektbiografie** ist für jedes einzelne Stück das Material zu bestimmen, die Technik zu beschreiben und es sind mögliche Veränderungen des ursprünglichen Zustandes festzustellen, z. B. Reparaturen, Manipulationen und das Fehlen von Bestandteilen. Dann können im Gesamtbestand die Besonderheiten vergleichend herausgearbeitet werden, und man kann die Qualität der Stücke (Souvenir, Replik, Fälschung, Original) diskutieren. Da eine Reihung der Stücke nach »Schönheit« stets die individuelle Wahrnehmung des Beurteilenden und der Zeit widerspiegelt, benötigt ein lebendiger **Werkkanon** permanente und offene Diskussion.

von einigen Sammlern und Händlern verkündet wird: Die schönsten und authentischsten Kunstwerke Afrikas befinden sich im Westen ... und ganz zufällig bin ich, der bedeutende Sammler XY der Eigentümer, bzw. befindet sich dieses bedeutende Oeuvre in meinem Museum. Und so beziehen sich die bisherigen Restitutionsforderungen aus Afrika nahezu ausschließlich auf Hochpreisiges, Vielgepriesenes, darunter: Ikonen des Kunstmarktes. Auch für die postkolonialen Aktivisten und Journalisten sind Gegenstände afrikanischer Kulturen leider dann besonders spannend, wenn sie das westliche Label »Kunstwerk« oder »Meisterwerk« tragen und viele Millionen Dollar oder Euro dafür bezahlt wurden; mit der Folge, dass derzeit in den deutschen Medien aus der Restitutionsdebatte unversehens eine Raubkunstdebatte wurde.

Restitution als Mission

Ein weiterer grundlegender Fehler ist, dass nicht über einzelne Objekte diskutiert wird. Die Restitutionsdebatte bleibt dadurch, dass sie pauschal geführt wird, abstrakt. Es geht auch nicht um nachvollziehbare Definitionen, vielmehr wird die Diskussion bestimmt durch Begriffe wie: »koloniale Gewalt«, »Raubkunst«, »koloniales Trauma«, »Schuld«, »Heilung« und »Wiedergutmachung«. In den Medien kommen bevorzugt diejenigen Personen in afrikanischen Ländern oder Europa zu Wort, die historische Objekte als emotionale Symbole entweder ihres nationalen oder panafrikanischen Stolzes interpretieren. In diesem Zusammenhang wird auch die Behauptung geglaubt, dass jeder damalige Erwerb stets kolonialer Gewalt unterlag.

In Frankreich inzwischen als »Mission« bezeichnet, ähnelt die Debatte auch in Deutschland einem Glaubensfeldzug: Afrika (»Kunstwerke schmerzhaft vermisst«) gegen Europa (»Aufbewahrungszwang«) und Schwarz (»Trauma«) gegen Weiß (»Schuld«).

Die ideologische Geschlossenheit lässt sich auch daran ablesen, welche Fragen nicht gestellt werden: Wer interpretiert historische Objekte als Symbole kolonialer Schuld? Welche Ziele und Interessen stehen dahinter? Können die heute Lebenden für koloniale Verbrechen verantwortlich sein? Kann von einer vererbaren Kollektivschuld ausgegangen werden? Gibt es wissenschaftliche Forschung zum Thema »koloniales Trauma«? Können restituierte Objekte historisch-geopolitische Wunden in Afrika heilen? Kann die Rückgabe der Objekte ein europäisches Schuldtrauma heilen? Wie repräsentativ ist diese Debatte für die in den verschiedensten afrikanischen Ländern lebenden Menschen?

Restitutionsdebatte ohne Minderheiten

Erstaunlicherweise ist in der Restitutionsdebatte die historische Perspektive der Hersteller und Nutzer kein Thema. Für diese waren die Objekte Teil ihres Alltags und sie stellten diese immer wieder neu her. Wichtiger als das dauerhafte Bewahren eines Objektes war meist das Tradieren der Fähigkeit des Herstellens. Das, was heute als Kunst bezeichnet wird, überwiegend Figuren und Masken, war für die Hersteller ästhetischer Ausdruck ihrer Religion. Da Gegenstände altern, da ihre Wirkung nachlassen kann oder sie durch neue Ideen an Wichtigkeit verlieren können, gab es eine Art Bedeutungszyklus, der dazu führte, dass sie immer wieder aussortiert wurden. Auch wenn alte Objekte aus beständigen Materialien wie Metall, Stein, Keramik und Holz teilweise erhalten sind: Museen zur systematischen und planvollen Aufbewahrung historischer Objekte gab es nicht.

Ein Perspektivwechsel in die Zeit ihrer Herstellung würde die Gegenstände von der postkolonialen Moral- und Schulddebatte wegführen, denn er würde das Denken auf die Hersteller richten und das Interesse an den Nachfahren wecken. Da viele von ihnen heute bedrohte Minderheiten sind, müsste sich die Debatte dann ihren aktuellen Problemen zuwenden: Enteignung, Vertreibung, Staudammbau, illegaler Rohstoffabbau, Waldvernichtung, Ausbeutung, Zwangsprostitution usw. Seit Jahrzehnten dokumentieren Organisationen wie »Survi-

val International« und die »Gesellschaft für bedrohte Völker« deren fragile Situation in vielen Ländern der Welt. Auch in den meisten Ausstellungen der Völkerkundemuseen in den 1960er- bis 1990er-Jahren waren diese Themen präsenter als in der aktuellen Restitutionsdebatte und in den Ausstellungen im neuen Jahrtausend. Und das Humboldt Forum interessiert sich für diese Minderheiten nur sehr am Rande. Es erscheint wie ein Fluch, dass sich mit der Rekonstruktion des Preußischen Schlosses die öffentliche Debatte auf »Raubkunst« und Königreiche fokussiert, als könne in einem Schloss nur königliche Kunst gezeigt werden und nicht das einfache Leben von 'kleinen Leuten'.

Rückgabe: Eine Einzelfallentscheidung

Die Kritik der Autoren dieses Heftes bezieht sich auf das ideologische Fundament und die Ausrichtung der aktuellen Restitutionsdebatte. Unser Interesse gilt den heute lebenden Nachfahren der Objekthersteller in Afrika, aber auch in Australien, Europa, Ozeanien und den Amerikas. Im Geleitwort des Ausstellungskataloges »Benin. Könige und Rituale« hat im Jahr 2007 Oba Erediauwa einen Wunsch formuliert: *»Wir freuen uns an dieser Ausstellung teilzunehmen. Sie verbindet uns auf nostalgische Weise mit unserer Vergangenheit. Wenn Sie [diese] heute [...] zur Schau stellen, beten wir, dass das Volk und die Regierung von Österreich Menschlichkeit und Großmut an den Tag legen und uns einige der Gegenstände rückerstatten werden, die einen Weg in ihr Land gefunden haben.«* (2007: 13) Dieser Wunsch hätte beidseitige Aktivitäten in Benin und Europa auslösen können. Dann würden seit über zehn Jahren dutzende bis hunderte Studierende und Wissenschaftler aus Benin, Nigeria und Europa in gemeinsam von Europa und Nigeria finanzierten Projekten zu Benin-Objekten zusammenarbeiten. Alle vorhandenen Objekte wären fotografiert und die zugehörige Dokumentation digitalisiert. Gegenseitige Besuche hätten das Verständnis des jeweils anderen Alltags und der Kultur erhöht. Der Wunsch des Oba wäre auf Einzelobjekte konkretisiert. Selbst wenn am Ende nur wenige Stücke restituiert würden (oder auch keines), die gemeinsamen Erfahrungen könnten alle Beteiligten verbänden. Dieser Blick fehlt der aktuellen Restitutionsdebatte.

Drei Aufgaben bleiben

- In den afrikanischen Ländern müssten die Nachfahren der Hersteller zunächst die konkreten Stücke benennen. Das wird nur in wenigen Fällen möglich sein, denn woher sollten sie wissen, wo sich welche Stücke befinden?
- Daher ist in Deutschland die Digitalisierung endlich abzuschließen und die Inventur zu veröffentlichen. Denn bisher ist kein Gesamtbestand eines Museums mit Fotos der einzelnen Stücke und der zugehörigen Sammlungsdokumentation online oder öffentlich dokumentiert. Außerdem muss der Zugang zu den Depots für Interessierte jederzeit und kurzfristig möglich sein.
- Nicht öffentlich diskutiert wird leider, dass auch der Erhalt der Objekte in einigen Museumdepots nicht angemessen gewährleistet ist, so z. B. im zukünftigen Humboldt Forum und heutigen Ethnologischen Museum Berlin. Wer hier nach der Schuld suchen möchte, sollte nicht bei den Museen und Museumsmitarbeitern verweilen. Diesen fehlt es seit Jahrzehnten an Unterstützung durch die Politik. Es ist das Defizit eines jahrzehntelangen öffentlichen Desinteresses. Die Medien haben sich für diesen, also den eigentlichen Skandal, bisher ebenfalls nicht interessiert.

Text *Andreas Schlothauer*